Unter den Giftpfeilen der Parentintin

Band 2 der

Flieger-Abenteuer

BAND 2 DER

FLIEGER-ABENTEUER

HERAUSGEBER PETER SUPF

Unter den Giftpfeilen der Parentintin

Die zweite der sechs
packenden, atemberaubenden Erzählungen:

Auf der Suche nach den weißen Indianern

*

Byrd bezwingt den Südpol

*

„Wie ich Flieger geworden bin?"

*

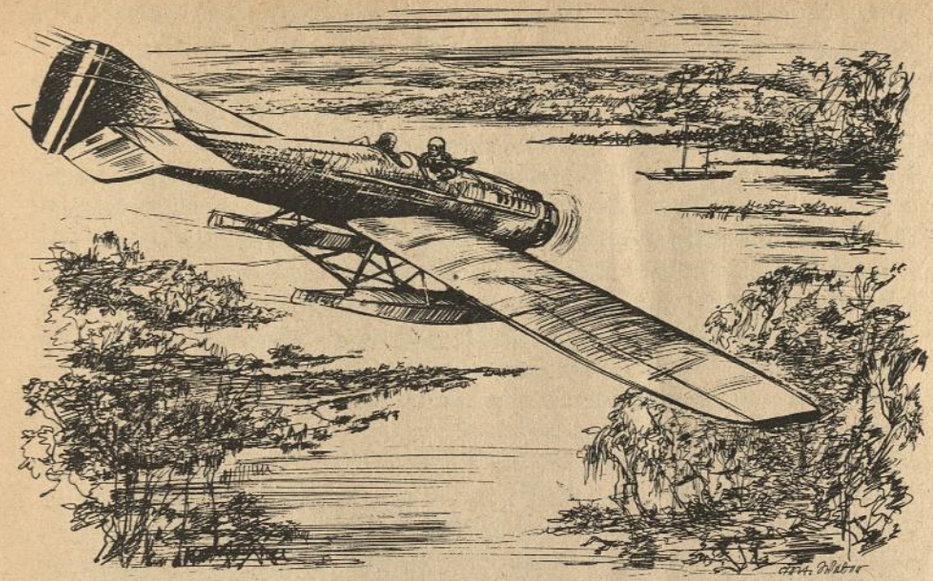
Preisausschreiben

Anton Trendel
Maxplatz 23 Nr 11

Heft bitte schonen

Klaus Löhlein
85 Nürnberg-
Walter Flexstr 25

ERNST STEINIGER DRUCK- UND VERLAGSANSTALT
BERLIN SW 68



Unter den Giftpfeilen der Parentintin

Anton Trendel Hof
Maxplatz 23 part. No 41

Über die grünverfilzten Flächen der Urwälder, die in unübersehbarer Breite schweigend unter dem heißen, blauen Himmel Brasiliens wucherten, surrte das schnelle, kleine Wasserflugzeug mit den beiden so verschiedenen und doch durch das Schicksal so engverbundenen Insassen. Wohl saß Robert Fehling, der junge deutsche, nach Amerika verschlagene Flieger, mit gewohnter Ruhe am Steuer der Maschine, aber in ihm zitterte noch die Erregung nach über das soeben mit knapper Not bestandene Abenteuer. Verdammt schief hätte die Sache ausgehen können! Mit einem fast ärgerlichen Lächeln wandte er sich nach Fitzsimmons um. Aber da saß dieser sonderbare, halbverrückte Mensch, dieser seltsame Forscher, der die ganze Welt gesehen hatte und dabei doch auf eine Art ein Kind geblieben war, und blickte tiefversonnen auf die Tropenlandschaft herab, als hätte es nicht an einem Haare gehangen, daß sie beide jetzt da unten in dem sumpfigen Gewässer lägen, nichts als eine rasche, flüchtige Mahlzeit für die unzähligen, gierigen Rachen der geschuppten Panzertiere! Was für neue Hirngespinste mochten in diesem tollen Kopf schon wieder im Entstehen sein!

Heil bitte schonen

Gegen zwei Stunden waren sie nun südwestwärts in stetem, ruhigem Fluge über die geheimnisvolle, grüne Welt fortgezogen, ohne daß Fitzsimmons, der doch der

Führer der kleinen Expedition war, sich auch nur im mindesten um Ziel und Orientierung zu kümmern schien. Glaubte er, den Rio da Duvida im Schlafe aufzufinden? Nach Roberts Berechnungen mußte jetzt übrigens gleich eine der blaubewimpelten Barken in Sicht kommen, die als Brennstoff- und Lebensmitteldepots für sie in bestimmten Abständen auf den Urwaldflußläufen verankert lagen.

Eifrig spähte er hinab, bis er wirklich einen kleinen, blauen Punkt wahrnehmen konnte, der sich deutlich von der eintönig grünen Umgebung abhob. Er drosselte den Motor und brüllte hinabdeutend durch den verminderten Lärm Fitzsimmons seine Beobachtung zu. Da dieser jedoch keine Notiz davon nahm und nur fortfuhr, traumverloren in die Ferne zu starren, setzte Robert kurzentschlossen selbstständig zur Landung an. Hier handelte es sich schließlich nicht, wie zuvor, um eine bloße Sinnestäuschung, hier war jeder Irrtum ausgeschlossen! Außerdem knurrte ihm schon seit längerem bedenklich der Magen, und den Benzin- und Öltanks konnte eine Auffüllung auch nichts schaden.

Beim Tiefergehen erkannte er, daß die Barke, auf deren Dach die blaue Flagge wehte, an der Gabelung eines Flusses lag, so daß die erweiterte Wasserfläche ein verhältnismäßig leichtes Aufsetzen der Maschine ermöglichte.

„Das nenne ich mir eher einen Landeplatz!", sagte Robert, als das Flugzeug auf dem Wasser still lag, und er sich Schutzbrille und Lederkappe herunterriß. Er konnte offenbar das unerfreuliche Abenteuer auf dem Alligatorsee noch immer nicht ganz verwinden. „Hier fühlt man sich ja wie zu Hause, und statt gefressen zu werden, bekommen wir hier selber was!"

Damit gab er wieder Gas und manövrierte zur Barke hinüber, neben der er anlegte und Anker warf.

Fitzsimmons reckte seine lange, dürren Glieder und kletterte ein wenig steifbeinig auf das Dach der Barke. Robert folgte mit elastischem Sprung.

Während Fitzsimmons leise stöhnend seine Knie rieb, blickte Robert mit Bewunderung umher. Eigentlich zum ersten Male, denn er hatte ja bisher noch keine Zeit dazu gehabt, konnte er sich ganz dem überwältigenden Zauber der großartigen Urwaldlandschaft hingeben. Wie ein ins Riesenhafte übersteigertes Palmenhaus eines Botanischen Gartens sah das aus! In der feuchten Schwüle hingen von Stämmen, die sich in schwindelnde Höhe reckten, hundertfältig verschlungen Lianen, Orchideen und das ganze, große Heer der anderen Schmarotzerpflanzen, leuchtend in den glühendsten Farben. Handgroße Schmetterlinge umgaukelten seltsam geformte Blütenkelche und Sterne, schrilles Geschrei von Affen und Papageien klang aus den Wipfeln.

Die knarrende Stimme Fitzsimmons riß ihn aus seiner Versunkenheit. „Wo, zum Teufel, stecken denn eigentlich die Halunken, die das Boot bewachen sollen", schrie er wütend. „Zahlt man dafür seine teuren Dollars, daß unser gutes Material von Affen und von Indios gestohlen wird? Ich werde mich bei der Regierung beschweren! Man muß die Kerle hängen lassen!"

Robert lächelte über den Zornesausbruch, der in dieser wunderbaren Umgebung auf ihn besonders komisch wirkte. „Lassen Sie uns doch erst mal nachsehen, ob alles da ist", schlug er beruhigend vor. „Vielleicht sind die Leute nur an Land gegangen und in der Nähe."

Als sie beide suchend zum Ufer hinübersahen, teilten sich die Büsche, und es erschienen zwei zerlumpte Gestalten, zwei Indianermischlinge, die zwischen sich an einem Stämmchen eine Jagdbeute schleppten. Es waren wildaussehende Gestalten. Der eine von ihnen trug ein altes Jagdgewehr über der Schulter, während der andere nur mit einem kurzen Speer bewaffnet war. Das Tier, das sie erlegt hatten, schien recht schwer zu sein, denn das dünne Stämmchen, an dem es mit zusammengebundenen Beinen hing, bog sich unter seiner Last.

„Ein Tapir!", stellte Fitzsimmons fest, „Tapirus americanus nennen es die Zoologen. In der galibischen Sprache gleichbedeutend mit „gescheckt". Dickhäutergattung, Paarzeher, friedlich und furchtsam. Das Wildschwein des Urwaldes. Das am meisten geschätzte Wildpret der Indianer, weshalb sie ihre Jägerhütten auch Tapirys nennen." Und er begann mit den Leuten fließend auf portugiesisch zu reden. Indessen hatte Robert, den andere Sorgen drückten, einige der Bootsplanken aufgehoben und sich mit Befriedigung von dem Vorhandensein von Öl, Benzin und Nahrungsmitteln in hinreichender Menge überzeugt.

„Die Leute haben unterwegs einen Trupp Parentintin getroffen", wandte Fitzsimmons sich jetzt an Robert. „Das Dorf liegt ein paar Meilen flußaufwärts. Wir müssen sehen, daß wir es auffinden." „Schon gut, schon gut!", knurrte Robert, „aber meinen Sie nicht, wir sollten erst mal dafür sorgen, daß wir etwas ordentliches in den Magen kriegen? Dann findet sich auch alles andere."

An einer freien Uferstelle saßen sie zum Essen nieder. Robert hatte mehrere Konservenbüchsen geöffnet und ein einfaches Mahl daraus hergerichtet. Aber während er mit vollen Backen kaute, schielte er neugierig zu dem Feuer hinüber, an dem die Mischlinge große Stücke des zerwirkten Tapirs brieten. Es roch fast wie Schweinefleisch, und schließlich wurde auch Fitzsimmons Interesse wach. Er rief den beiden einige befehlende Worte zu, und als der Braten fertig war, brachten sie auf breiten, grünen Blättern einige dicke, saftige, fetttriefende Scheiben, die wirklich gar nicht übel schmeckten.

Robert wunderte sich über die gewaltigen Mengen, die in dem dürren Leibe des alten Forschers ohne sichtbare Schwierigkeiten Platz fanden. Er selber hatte kaum den dritten Teil davon gegessen und war doch völlig satt!

Nach dem Essen lagen sie rauchend auf dem weichen Moos. Fitzsimmons schnaufte behaglich und hatte beide Beine weit von sich gestreckt. Sinnend sah ihn Robert an. Schon seit langem hatte er eine ganz bestimmte Frage auf dem Herzen: „Was haben Sie eigentlich vorhin gesehen, Mister Fitzsimmons, als Sie mich auf den Alligatortümpel hinunterhetzten? Sprachen Sie nicht irgendwas von Silberdächern –?" Fitzsimmons brummte leicht verlegen. Es war ihm augenscheinlich nicht angenehm, an seinen Irrtum erinnert zu werden. Er mochte aber doch einsehen, daß er seinem Begleiter eine Erklärung schuldig war.

„Sie haben vergessen, was ich Ihnen über Orellana sagte", flüsterte er, sich ängstlich nach den Mischlingen umsehend. Und erst, als er sah, daß die beiden schnarchend ein Stück abseits lagen, sprach er weiter. „Nachdem Pizarro, der Bruder des Eroberers von Peru, seinen Stellvertreter Orellana mit fünfzig Mann auf die Lebensmittelsuche geschickt hatte, fuhr dieser mit seinen Leuten drei Tage lang den Rio Napo hinunter, bis er an einen großen Fluß gelangte. Hier traf er auf feindliche Eingeborene, unter denen auch Frauen wie die Männer kämpften. Er glaubte darum, Amazonen vor sich zu haben und gab dem großen Fluß den Namen Amazonenstrom. Schon nach kurzem Gefecht brach er den Kampf ab, um seine geringe Streitmacht nicht unnötig zu schwächen, und ließ sich in drei großen Booten vom Strome abwärts treiben, immer in der Hoffnung, irgendwo an den grünen Ufern die silbernen und goldenen Paläste Eldorados aufblitzen zu sehen."

„Ah, ich verstehe", unterbrach ihn Robert, dem jetzt manches klar wurde, „Sie glaubten also, das Eldorado unter sich zu sehen!"

Fitzsimmons winkte kurz ab.

„Hören Sie erst weiter! Das letzte, was die Wissenschaft von Orellanas Leuten in Erfahrung gebracht hat ist, daß sie bis zu den Mündungen der Flüsse Uatumà und

Nhamundà gekommen sind. Einige, völligverstiegene Ansichten geben sogar so weit zu behaupten, Orellana sei mit seiner Schar den ganzen Amazonenstrom hinabgefahren und dann im Segelboot nach Trinidad gelangt, von wo er nach Europa zurückkehrte. Glatter Unsinn, natürlich! Mir, Abner Irving Fitzsimmons, kann man solche Ammenmärchen nicht erzählen!"

Er lächelte geheimnisvoll, und Roberts Spannung wuchs. Sollte der Alte wirklich mehr wissen, als die ganze wissenschaftliche Welt je zu erfahren vermocht hatte –?!

„Jahre meines Lebens habe ich in diesen Fiebersümpfen damit zugebracht, die entlegensten Wildvölker in ihren versteckteften Waldschlupfwinkeln aufzusuchen, um von ihnen Anhaltspunkte für den Ort des unbekannten Wohnsitzes der weißen Indianer zu erhalten. Übereinstimmend wird dieser Stamm als der kriegerischste und gefährlichste von allen Stämmen im Reich des Amazonenstroms geschildert. Mit unbarmherziger Härte und Grausamkeit vernichten sie jeden Eindringling in ihr Gebiet und benutzen dabei Waffen, Schußwaffen unter anderem, die bei keinem anderen Waldvolk dieser Gegend im Gebrauch sind. Sie sind von ziemlich heller Haut, und einige haben sogar blaue Augen! Dies und noch andere Gründe haben es mir zur Gewißheit gemacht, daß diese weißen Indianer nichts anderes sein können, als die Nachkommen der hier vor mehr als vierhundert Jahren verschollenen Spanier!"

„Und haben Sie es herausgebracht", fragte Robert aufgeregt, „wissen Sie nun wirklich, wo sie wohnen, die weißen Indianer?"

Das zerfaltete, braune Gesicht des Forschers wurde todernst, und seine Augen richteten sich streng und warnend auf den jungen Deutschen. „Nehmen Sie diesen Rat von mir, Bob Fehling: Fragen Sie niemals einen Indianer, oder auch nur einen Mischling nach dem weißen Stamm! Denn sie töten jeden, der danach fragt, aus Angst vor Rache. Die weißen Indianer, mein Junge, verfolgen mit unerbittlichem Haß alle diejenigen, die ihren Wohnsitz, ja, auch nur ihr Dasein zu verraten wagen! Sie wollen sich vor der Welt verbergen, weil sie nämlich selber etwas zu verbergen haben: die unermeßlichen Gold- und Silberschätze Eldorados! Verstehst du nun, Bob", sagte er näherrückend, und seine knarrende Stimme wurde dabei fast zärtlich, „verstehst du nun, weshalb dieser Orellana verschwunden blieb? Er wollte die von ihm entdeckten Schätze nicht mit Pizarro teilen!!"

Eine lange Pause trat ein, in der die letzten Worte bedeutungsvoll nachschwangen. Endlich klang Roberts, noch immer ein wenig zweifelnde Stimme: „Aber Sie selber haben doch auch fragen müssen, um das alles in Erfahrung zu bringen, Mister Fitzsimmons –?"

„Wenn ich gefragt hätte, säße ich nicht hier", sagte der Alte trocken. „Ich habe eben nicht gefragt! Ich habe sie belauscht, die Urwaldindianer, wenn sie sich nachts an ihren Lagerfeuern im Flüstertone davon unterhielten und nicht wußten, daß ich sie Wort für Wort verstand. Mußte dabei meine Erregung unter einer gleichgültigen Miene verstecken, tat als dächte ich an Kautschukbäume und an Jagd und gähnte wie ge-

langweilt. Ja freilich war es Jagd, an die ich dachte, aber an eine andere Jagd, als sich die kleinen braunen Teufel träumen lassen konnten!"

„Und wo finden wir sie denn –?", rief Robert, alle Vorsicht vergessend, mit erhobener Stimme. „Wo finden wir diese Nachkömmlinge der alten Spanier?!"

Erschreckt legte Fitzsimmons ihm die knochige Hand auf den Mund. „Bist du wahnsinnig geworden!", zischte er mit leiser, zorniger Stimme. „Willst du uns durchaus um Kopf und Kragen reden, Junge!" Und er blickte ängstlich forschend zu den beiden Mischlingen hinüber. Erst als ihr regelmäßiges Schnarchen beruhigend an sein Ohr drang, sprach er leise wie ein Hauch: „Am Oberlauf des Rio da Duvida....."

„Darum also: Kurs auf Rio da Duvida", sagte Robert, jetzt völlig mitgerissen von dem leidenschaftlichen Glauben des Gelehrten. Und nun war es an ihm, in tiefes Nachdenken zu versinken.

Der Nachmittag ging damit hin, das Flugzeug zu tanken und den Motor zu prüfen. Zwei Zündkerzen waren auszuwechseln, ein brüchig gewordener Kabelstrang am Magnet eins wurde ausgebessert. Die beiden Mischlinge machten sich beim Tanken nützlich, worauf sie sichtlich erschöpft von neuem in tiefen Schlaf versanken. Sie schienen die Kunst des Sichdrückens vor der Arbeit glänzend zu verstehen.

Aber auch Robert litt unter der dumpfen, drückenden Hitze, die jede Bewegung zu einer großen Anstrengung machte. Trotzdem hielt er mit großer Energie durch, bis er das Flugzeug startklar hatte. Darüber aber brach mit überraschender Plötzlichkeit die Tropennacht herein. Fitzsimmons, der den ganzen Nachmittag rauchend und über selbstgezeichnete Karten gebeugt zugebracht hatte, jagte die Mischlinge jetzt mit unsanften Rippenstößen aus dem Schlaf.

„Was glaubt ihr wohl, wofür ich euch bezahle, ihr Baumaffen! Ihr seid hier nicht auf Sommerferien! Auf Wache, los!"

Damit zog er sich befriedigt in das Innere des Schwimmers zurück, der als Schlafraum eingerichtet war. Robert öffnete die Klappe des anderen Schwimmers und folgte seinem Beispiel. Eine Zeitlang lauschte er noch auf das leise Rauschen der Wellen, die dicht neben seinen Ohren an der dünnen Blechwand vorübereilten, dann schlief er ein.

Der seltsame, phantastische Bericht Fitzsimmons verfolgte ihn bis in den Schlaf. Er träumte, daß er selber Orellana sei und an der Spitze einer kleinen Schar verlorner Weißer nach der sagenhaften Goldstadt suche. Nachdem er unter furchtbaren Kämpfen und Entbehrungen mit seiner bis auf wenige Getreue zusammengeschmolzene Mannschaft endlich vor der goldenen Stadt anlangte, öffneten sich weit die Tore, und heraus trat im Schmucke eines prächtigen Federmantels ein riesenhafter Indianerhäuptling. Was Robert aber auch im Traum aufs äußerste verwunderte, war, daß dieser Indianerhäuptling die hageren, lederbraunen Züge des alten Fitzsimmons trug und ihn mit knarrender Stimme heftig anschrie: „Verdammt lange habt ihr mich warten lassen, junger Freund! Habe ich Euch deswegen das schnellste kleine Wasserflugzeug mit einem wunderbaren 600-SP-luftgekühlten-Roland-

Sternmotor besorgt, damit Ihr jetzt hier zu Fuß und mit dieser zerlumpten Bande von Buschkleppern und Pferdedieben anrückt?! Und Eure Spieße und Schwerter hättet Ihr auch im Museum lassen können. Ein Büchsenöffner wäre mir lieber gewesen. Oder glaubt Ihr vielleicht, daß ich zum Frühstück diese Dose Räucherlachs mit meinen alten gelben Zahnstummeln aufknacken könnte?" Damit warf er die erwähnte Dose ärgerlich in hohem Bogen hinter sich, daß sie mit lautem Poltern über die Stadtmauer fiel. Darauf zog er, offenbar von seiner langen Rede durstig geworden, eine gewaltige Whiskyflasche unter seinen prächtigen Federmantel hervor, die, wie Robert wiederum mit äußerster Verwunderung bemerkte, aus reinem, leuchtenden Golde bestand.

Dieses Gold blendete Robert so sehr, daß er sich gewaltig die Augen reiben mußte und davon schließlich wach wurde. Er fand die Schwimmerklappe weit geöffnet, die Sonne schien ihm ins Gesicht, und der vielfältige Lärm der gefiederten Urwaldbewohner begrüßte ihn: es war heller Tag!

Robert kletterte eilends aus seiner engen Koje heraus und sah umher. Von Fitzsimmons keine Spur! Doch auf dem Dach der Barke zeugten der benutzte Spirituskocher und eine beachtliche Anzahl geleerter Konservenbüchsen, das Fitzsimmons bereits gefrühstückt haben mußte.

„Hallo", rief Bob, „hallo –!" Aber niemand antwortete ihm. Sonderbar! Wo mochte wohl der Alte stecken, der eben erst in seinem Traum eine so spaßige Rolle gespielt hatte?

Endlich kam einer der beiden Mischlinge herbei und bedeutete Robert in einer umständlichen Zeichensprache, daß der von ihm Vermißte auf Erkundung in den Wald gegangen sei und vor Mittag nicht zurück sein werde. Beruhigt machte sich Robert nun an seine Morgentoilette. Aus der Schale, in der er die Rasierseife zum Schäumen brachte, mußte er erst einen seltsam gepanzerten Nashornkäfer entfernen, und während die Klinge leise schabend über seine Wange glitt, beobachtete er vergnügt das Gaukelspiel der Schmetterlinge um die duftenden Blütenkelche und die lustige Jagd der Libellen dicht über dem tiefblauen Wasserspiegel. Dieses friedliche Bild versetzte Robert in so gute Stimmung, daß er darüber die Gefährlichkeit ihres Unternehmens ganz vergaß und sich munter pfeifend an die Zubereitung seines Frühstücks machte.

Die Zeit bis Mittag brachte er damit hin, kleine Arbeiten am Flugzeug und am Motor zu verrichten, bis ihn die allzu stechende Sonne in den Schatten unter das Tragdeck trieb. Auf einem der Schwimmer kauernd, sah er in den Fluß hinab. Gar zu gern hätte er die Kleider abgeworfen und ein kühles Bad genommen, aber die immer noch lebhafte Erinnerung an den kürzlich bestandenen Kampf mit den Alligatoren nahm ihm die Lust dazu. Ab und zu spähte er zum Wald hinüber, denn nun konnte Fitzsimmons wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen, wenn sich der unternehmungslustige Gelehrte nur nicht in neue Ungelegenheiten gestürzt hatte!

Ein leises Plätschern wie von einem Ruder- oder Paddelschlag veranlaßte Robert sich umzudrehen. Um die Flußbiegung herum schoß ein Kanu. Ein schlanker, fast völlig nackter, dunkelhäutiger Indianer stand hochaufgerichtet darin und handhabte mit großer Geschicklichkeit sein blattförmiges Ruderwerkzeug. Kaum aber bot sich ihm der überraschende Anblick des Flugzeugs, als der Wilde auch schon sein Ruder ins Boot fallen ließ, sich mit gellendem Schrei ins Wasser stürzte und mit hastigen Stößen dem Ufer zuschwamm.

Noch wußte Robert nicht, was er von diesem Vorgang halten sollte, als sich plötzlich eine lange, dürre Gestalt vom Boden des Kanus erhob und dem Flüchtenden in einer für Robert unverständlichen Sprache etwas nachschrie. Es war Fitzsimmons!

Aber der Indianer kümmerte sich nicht um das Schreien hinter ihm, sondern verdoppelte seine Anstrengungen, das Ufer zu erreichen. Angelangt, schwang er sich die grünüberhangene Böschung hinauf und verschwand in rasender Hast im dichten Blattgewirr des Waldes, ohne sich überhaupt nur noch einmal umzusehen.

Fitzsimmons indianische Rufe gingen nun in einem Schwall von echten Yankeeflüchen über: „Dieser verdammte Kerl", rief er, das Ruder ergreifend, zu Robert hinüber. „Dieses dreimal verdammte Höllentier von einem haarlosen Urwaldaffen! Da läuft er hin! Acht Meilen stromauf habe ich mir den Mund kaputt geredet, um dieses erbärmliche, unwissende Geschöpf auf den Anblick des Himmelsdrachen vorzubereiten, der ihn hier erwarten würde, und da siehst du nun, mein Junge, was mir das geholfen hat!"

Während er so redete, hatte er mit unglaublichem Geschick das Kanu herumgeworfen und dicht an den Schwimmer herangebracht, auf dem Robert voller Erwartung hockte. Jetzt beugte dieser sich herab und half, das kleine Fahrzeug festzumachen.

Ein wenig später saßen sie nebeneinander auf dem Deck der Barke, und Fitzsimmons erzählte dem gespannt lauschenden Bob, was er erlebt hatte. Noch vor Sonnenaufgang, als Bob noch schlief und träumte, war Fitzsimmons aufgebrochen und in die Richtung vorgedrungen, in der sich nach Aussage der beiden Indianermischlinge die Siedlung der Parentintin befinden mußte. Mitten durch den pfadlosen Urwald hindurch hatte ihn sein langer Weg geführt. Robert kam aus dem Staunen nicht heraus, mit welcher Selbstverständlichkeit und Schnelligkeit sich dieser alte Mann einer so schwierigen Aufgabe entledigt hatte. Immerhin, dies war nicht der Central-Park von New York! Hier war tiefste Wildnis, unberührt von der Zivilisation der weißen Männer, hier mußte jeder unbedachte Schritt gefährlich werden! Hier waren Jaguare, Gift- und Riesenschlangen, Alligatoren, Piranhas und Skorpione– und nicht in Käfigen, nicht hinter Gittern! Jeder Augenblick konnte mit ihnen in tödliche Berührung bringen... Und dennoch hatte Fitzsimmons sein Ziel erreicht! Er war zwar nicht bis in die Siedlung selber vorgedrungen, das wäre nach seiner Kenntnis der indianischen Gebräuche verfrüht und vielleicht sogar verhängnisvoll gewesen. Aber es war ihm doch gelungen, einen der scheuen Wildmenschen, den er

auf einem Jagdgang vor dem Dorfe traf, zum Mitkommen zu überreden. Dieser Indianer sollte die Geschenke in Empfang nehmen, die dem Häuptling und dem Medizinmann der Siedlung zugedacht waren. Er sollte als Friedensbote und Vermittler dienen.

Fitzsimmons grunzte verächtlich, als er mit seinem Bericht bis hierhin gekommen war.

„So weit war alles gut gegangen", fuhr er fort. „Ich kenne die Parentintin. Sie sind nicht einfach zu behandeln. Ein kriegerisches Völkchen und dabei so mißtrauisch, wie ein Wasserbock am Abend an der Tränke, wenn im Gebüsch der Jaguar auf Beute lauert. Mißtrauisch und höllisch vorsichtig. Und immer gleich mit Blasrohr und mit Giftpfeil bei der Hand. Das ist kein Spaß, mein Lieber! Ich war dabei wie in einem Dorf am Rio Negro ein großer Hund daran in knapp drei Minuten starb. Gerade darum habe ich die Dialekte dieser Stämme am gründlichsten studiert. Da kommt in einer ihrer vielen Sagen ein fliegender Häuptling vor, von dessen Wiederkehr ich unserem Hasenfuß drei Stunden lang die Hucke vollgelogen habe. Ich hatte geglaubt, daß ihn das hinlänglich auf das Flugzeug vorbereiten würde. Aber du hast ja selbst mit ansehen können, wie er Fersengeld gegeben hat. Das hat mir einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht. Jetzt müssen wir nämlich selbst mit den Geschenken zu den Brüdern hin, und das bald! Denn wenn dieser kopflose Ausreißer erst einmal genügend Zeit findet, mit seinem Schreckensmärchen von unserer „bösen Medizin" das ganze Dorf verrückt zu machen, dann können wir was erleben, wenn wir überhaupt noch leben sollten. Wir müssen uns darüber klar sein, daß es sich hierbei für uns um eine Art von Wettlauf mit dem Tode handelt. Wir dürfen nicht verlieren, Bob, wir müssen schneller sein!"

Bei diesen Worten rieb sich Fitzsimmons knackend die knochigen Hände. „Aber", sagte er dann mit einem kleinen, grinsenden Lächeln, „wir haben das Kanu! Die Siedlung liegt stromabwärts, und der Strom geht schnell. Verstehst du dich auf eine Wildwasserfahrt? Bist du schon mal mit sechzig Kilometer Stundengeschwindigkeit eine Stromschnelle hinabgesaust, schwarze, zackige Felsblöcke links und rechts und ein weißkochender Strudel unter deinen Füßen? Dazu gehören feste Nerven und ein sicherer Blick! Aber du als Flieger hast ja beides. Also los! Mach dich fertig, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren! Reich mir die Waffen in das Boot und mach die Kiste auf, in der wir die Geschenke haben!"

Sie hatten in New York in einem Spezialgeschäft für Tauschgeschenke allerhand billigen Kram in hinreichender Menge zusammengekauft. Blitzenden Glasschmuck in den grellsten Farben, Salz, bunte Tücher, Spiegel, Seifen. Als besonderes Zugstück hatte Robert aus einer wehmütigen Erinnerung heraus auch noch zu einigen Spieldosen geraten, die aus weiß Gott welchem Ausverkauf in das Geschäft geraten waren. Es waren Spieldosen von der Art, wie man sie in den Dörfern des Schwarzwaldes herzustellen pflegt. Anspruchslose, kleine Dinger mit einer tiefverschneiten Waldlandschaft auf dem runden Deckel, mit dünnem, feinen Klimper-

stimmchen deutsche Weihnachtslieder spielend. Eine von ihnen befand sich jetzt auch unter den Geschenken, die Robert Fitzsimmons in das Boot hinunterreichte. Auf alle Fälle wurden auch noch einige Lebensmittel in Konservenform verpackt.
Während dieser Vorbereitungen hatten sich die beiden indianischen Mischlinge neugierig genähert und starrten erwartungsvoll von der Barke herüber. Fitzsimmons rief sie noch näher herbei und richtete an sie, unterstützt von wilden Gesten seiner langen Arme, mit drohend knarrender Stimme eine eindringliche und wortreiche Ansprache.
„Ich habe den beiden eingeschärft, daß sie in unserer Abwesenheit das Flugzeug nicht eine Sekunde lang aus den Augen lassen dürfen", wandte er sich dann erklärend an Robert.
Dieser schüttelte bedenklich den Kopf.
„Ja, glauben Sie denn, daß wir diesen beiden Leuten unser Flugzeug wirklich für so lange anvertrauen können?", fragte er zweifelnd. „Meinen Sie denn nicht, daß die beiden wieder im Wald verschwinden werden, oder, was noch schlimmer ist, in ihrer Neugier und ihrem Unverstand uns an der Maschine herumpfuschen werden, sobald wir nur erst mal den Rücken gewandt haben?!"
Ein listiges Grinsen überflog Fitzsimmons Gesicht.
„Keine Sorge!", sagte er trocken. „Habe schon daran gedacht! Was ich ihnen vorhin sagte, bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß ein mächtiger Geist sich unser Flugzeug zum Wohnsitz auserwählt hat. Ein Geist, der es niemals dulden würde, wenn sie versuchten, ihm zu nahe zu kommen. Andererseits aber würde er sie auch mit den Klauen und Zähnen eines Jaguars zurückholen, wenn sie es etwa wagen sollten, sich mehr als fünfzig Schritt aus seiner Nähe zu entfernen. So ist für alles trefflich vorgesorgt."
„Und darauf sollen wir uns wirklich fest verlassen?", fragte Robert noch immer sehr besorgt. „Das sind doch Mischlinge! Die müßten doch schon aufgeklärter sein. Zieht denn auch bei denen noch der alte Hokuspokus von Geisterspuk und böser Medizin?"
Fitzsimmons lachte spöttisch.
„Erst recht, mein Junge! Die haben den ganzen Aberglauben beider Rassen als Erbteil mitbekommen! Die sind so ängstlich wie die Buschhasen, die rühren sich nicht von der Barke, bis wir wieder zurückgekommen sind, dafür bürge ich!"
Und wirklich! Als sie abstießen, und Robert noch einen prüfenden Blick auf die beiden dunklen Gestalten zurückwarf, bemerkte er, daß sie mißvergnügt und voller Unbehagen dem rasch davongleitenden Kanu nachstarrten.
Fitzsimmons beobachtete wohlgefällig, wie der vor ihm hockende Robert mit bemerkenswerter Geschicklichkeit das spitzzulaufende Indianerpaddel handhabte.
„Scheinst mir kein Neuling in dieser Kunst zu sein!", rief er ihm zu. Robert erzählte nicht ohne Stolz, daß er früher einmal mit zwei Schulkameraden eine Paddelfahrt auf der Donau fast bis zum Schwarzen Meer hinab unternommen habe.
Der Alte nickte bedächtig vor sich hin.

„Die Donau ist freilich ein anderer Fluß, als die Wildwässer im Gebiet des Amazonas. Man kann einen Hofhund nicht mit einem Timberwolf vergleichen. Wart's ab, mein Junge, bis der Fluß schmaler und die Strömung schneller wird!"
Schon bei der nächsten Biegung, wo die Ufer sich merklich zu verengen begannen, bekam Robert einen kleinen Vorgeschmack von dem, was Fitzsimmons meinte. Auf engerem Raum zusammengedrängt, begann das Wasser schaumig wild dahinzuschießen. Immer größere Kraft wurde nötig, um das Boot im Kurs zu halten, das nun wie ein scheuender Mustang nach beiden Seiten auszubrechen suchte. Und als sie eine weitere Biegung hinter sich gebracht hatten, hörten sie bereits von ferne das dumpfe erregende Brausen der ersten Stromschnelle.
Ein wenig sonderbar war Robert doch zumute. Er spürte so etwas wie Lampenfieber, fast so wie damals, als ihn sein Fluglehrer zum ersten Alleinflug in die Maschine schickte: „Hals und Beinbruch!" Nun, damals war alles gut gegangen, und wie es diesmal ausgehen würde, mußte sich bald genug herausstellen!
Schneller und immer schneller schoß das Kanu durch den Strom, stärker wurde das drohende Brausen. Die ersten schwarzen Felsblöcke zeigten sich bereits, an denen sich das Wasser weiß zerzischend brach. Es war ein wilder Anblick.
„Achtung!", brüllte Fitzsimmons jetzt mit einer Stimme, die plötzlich stählern klang, „Links abstoßen!"
Heft bit e schonen
Ein dunkles Etwas tauchte sekundenschnell vor Robert auf, gegen das er eben noch die Spitze seines Paddels stemmen konnte. Der starke Druck warf ihn nach rechts ins Boot hinüber, ein feiner, kalter Sprühregen überschüttete ihn — und dann waren sie mitten darin! Ein wahrer Höllentanz begann! Die gewaltige Kraft der Wassermassen hatte sich des Kanus bemächtigt, so daß es überhaupt nicht mehr zu steuern war und Bob und Fitzsimmons alle Hände voll zu tun hatten, um sich mit den Spitzen ihrer Paddel rechtzeitig links und rechts von den immer dichter und immer bedrohlicher aus dem furchtbaren Gebrodel aufragenden Felsblöcken abzustoßen. Fitzsimmons' mit größtem Stimmenaufwand gegebene Kommandorufe gingen völlig unter in dem grauenhaften Toben dieser Wasserhölle! Robert handelte ganz instinktiv, und es gelang ihm buchstäblich jedesmal gerade noch im allerletzten Augenblick die Katastrophe zu verhindern. Über irgend etwas nachzudenken blieb ihm keine Zeit. Er wußte meist gar nicht, in welchem Element sie sich befanden, ob das Boot im Wasser, in der Luft oder auf den Felsen dahintanzte! Die Bootswände scheuerten mehr als einmal knirschend über das Gestein, und keine andere Bauart außer diesem Indianermachwerk wäre der ständigen, unerhörten Beanspruchung so lange gewachsen gewesen.
Da erhob sich unmittelbar vor ihnen eine schwarze Felswand, auf die das Kanu mit rasender Schnelligkeit zuschoß. Hoch zischte weißer Gischt daran empor und keine Lücke zum Durchschlüpfen war zu sehen. Das schien das Ende! Unwillkürlich duckte Robert sich, und das war seine Rettung. Durch einen schrägen, vom Wasser unterspülten Felsenspalt, den der Gischt wie einen Vorhang vor ihnen verhüllt hatte,

glitt das Kanu durch das scheinbar unüberwindliche Hindernis hindurch in ruhiges Wasser hinaus. Wenn Robert aufrecht gesessen hätte, wäre sein Kopf an dem schräg überhängenden Gestein zerschmettert worden. Aber daran dachte er jetzt nicht. Er war froh genug, durch diese Hölle durch zu sein und wieder freier atmen zu können. Die Stromschnelle lag hinter ihnen, und Bob und Fitzsimmons schüttelten sich wie zwei nasse Pudel. Das plötzliche Nachlassen des ohrenbetäubenden Lärms ließ ihnen das immer noch vernehmlich genug ertönende Rauschen der Strudel als Totenstille erscheinen.

„Na, wie hat dir denn das gefallen?", knarrte Fitzsimmons Stimme vergnügt.

Bob lachte etwas atemlos. „Das war kein Spaß! Wahrhaftig, ich bin ganz froh, daß wir es glücklich überstanden haben!"

„Hehe, noch nicht ganz, mein guter Bob, noch nicht ganz!" Robert sah dem Alten verständnislos in das lächelnde Gesicht. „Sie wollen doch nicht etwa damit sagen...?"

„Freilich will ich das, mein Junge! Wir werden dieses zweifelhafte nasse Vergnügen immerhin noch dreimal haben!"

Robert pfiff leise durch die Zähne. „Na, wenn wir das

Wenn Robert auch der Plan des Wartens gar nicht lag, weil seine heißblütigere Natur nach Kampf und Taten drängte, so hielt er es doch für klüger, sich der Erfahrung des Alten zu fügen. Das allerdings hatte er sich nicht gedacht, daß es eine solche Nervenprobe werden würde! Denn als die schwarzblaue Tropennacht mit ihrer überraschenden Schnelligkeit über sie hereingebrochen war, da erst kam es Robert richtig zu Bewußtsein, in welche elende Lage sie geraten waren. Wehrloser noch als am Tage fühlte er sich jetzt, da der Gegner im Dunkel der Nacht verborgen war und keine Aussicht bestand, ihn auf irgendeine Weise zu Gesicht zu bekommen. Bei der ungeheuer gewandten und geräuschlosen Art sich fortzubewegen, die Robert an diesen Wilden ja schon am Tage mehrfach hatte bewundern können, würde es ihnen nachts bestimmt ein Leichtes sein, unbemerkt ihm auf den Leib zu rücken. War es nicht möglich, daß sie in diesem Augenblick schon in seiner Nähe waren, vielleicht nur noch ein paar Schritte weit von ihm entfernt, vielleicht nur eine Armeslänge noch...! Er tastete zögernd mit der einen Hand in das Dunkel hinein, während er mit der anderen fest den Revolverschaft umklammert hielt.

Zu all diesem kamen noch die hundertfältigen Geräusche des nächtlichen Urwaldlebens, die er sich nicht zu deuten wußte. Da gab es das unheimlich trommelnde Geräusch der Brüllaffen, den klagenden Ruf eines Nachtvogels, den grellen Todesschrei eines vom Jaguar geschlagenen Beutetieres und schließlich das unaufhörliche Gewisper und Geraschel eines Heeres von unsichtbaren Lebewesen, die jetzt in der Nacht erst wirklich wach und rege wurden und ihren geheimnisvollen Beschäftigungen nachgingen. Jäger und Gejagte in allen Formen und Arten!

Gern hätte Robert das Gesicht seines Begleiters gesehen, gern hätte er gewußt, wie ihm zumute war, ihn dies und das gefragt, was ihm am Herzen lag. Aber die unerbittliche Dunkelheit ließ es nicht zu, und er hatte Furcht, durch seine Stimme den Gegnern seinen Standort zu verraten. Er war hinlänglich gewarnt!

Von Fitzsimmons war kein Laut zu hören, kein Knarren eines Stiefels, kein Rascheln einer Kleiderfalte, ja, nicht einmal ein leiser Atemzug. War Fitzsimmons überhaupt noch da? — Ungewiß griff Robert nach der Seite, wo der Alte sitzen mußte, und spürte mit Erleichterung, wie sich dessen Hand mit beruhigendem Druck auf die seine legte. Gesprochen wurde nichts.

Stunden gingen so dahin in nervenzermürbendem Warten. Und dann geschah das Wunderbare: durch das gespensterhafte Urwalddunkel schwangen feine, zarte Töne, die wie ein kleines Glockenspiel eine alte, deutsche Weise formten. „Stille Nacht, heilige Nacht", das alte Weihnachtslied.

„Die Spieldose!", brüllte Fitzsimmons, jede Vorsicht außer acht lassend und sprang geräuschvoll auf die Füße. „Hurray, hurray! Gerettet! Sie haben die Geschenke angenommen!"

Robert folgte seinem Beispiel, sprang auf und reckte voll Behagen die steifgewordenen Glieder. „Fitz", schrie er lachend, „Fitz, wissen Sie, was das heißt:

Weihnachtslieder, Lichterbäume, Schnee! Schnee am Amazonas, das wär nicht schlecht! Ich war ein guter Skiläufer in meiner Heimat."
In diesem Augenblick wurde die Urwaldnacht von Dutzenden Harzfackeln erhellt. Wilde Gestalten huschten durch das Flackerlicht, aber sie trugen keine Waffen!
„Und jetzt geht's zum Dorf!", schrie Fitzsimmons vergnügt. „Feierliche Einholung der Gäste durch den Bürgermeister und die Honoratioren! Na, hoffentlich haben die Kerle genügend Tapirfleisch am Spieß. Ich hab' seit Mittag nicht gegessen!"

(Fortsetzung folgt.)

Byrd bezwingt den Südpol

Am 28. November 1929 herrschte in „Klein-Amerika", dem Lager der Südpolexpedition, das Commander Byrd mit seinen Leuten in der Walfischbucht am Rande der großen Roßbarre vor mehr als Jahresfrist errichtet hatte, ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben. Kurz nach dem Mittagessen hatte der bärtige June die Tür der Messe aufgerissen und seinen mächtigen Kopf hereingesteckt. „Unsere Laubfrösche haben endlich gutes Wetter prophezeit!", hatte er triumphierend geschrien und in seiner Faust einen Zettel mit der Funkmeldung geschwenkt, die soeben vom vorgeschobenen Forscherlager eingetroffen war.
Byrd war aufgesprungen und hatte sofort Befehl erteilt, das Flugzeug startklar zu machen. Und nun reichte die Mannschaft in langer Kette die schweren Benzinkannen von Hand zu Hand, mit denen der Haupttank und die Tanks in den Flügeln gefüllt wurden. Andere schleppten die Säcke mit Lebensmitteln herbei, die Harold June, zweiter Pilot, Funker und unvergleichlicher Robbenjäger, der Allerweltskerl der Expedition, sorglich abwog und in der Kabine verstaute. Gleichzeitig trug Ashley Mac Kinley, Fluglandmesser und dritter Leiter, zärtlich auf seinen Armen wie ein Baby die Filmkammer herbei, das kostbare Instrument, mit dem er als erster den geheimnisvollen Pol zu filmen hoffte.
Unterdessen saß Commander Byrd mit William Haines, der in Byrds Abwesenheit den Oberbefehl über „Klein-Amerika" führen sollte, im großen Verwaltungsgebäude des Lagers zusammen. Mit gelassener Miene diktierte Byrd seine Befehle für den Fall einer Notlandung oder eines Absturzes. Weiter schrieb er geheime Anweisungen aus, die er Haines versiegelt übergab. Sie bezogen sich auf seinen Tod und seine Angehörigen.
Kurz nach 15 Uhr verschwanden vier pelzvermummte Gestalten im Leib des grauen Riesenvogels, an dessen Flanke in großen Buchstaben die Worte „Byrd Antarctic Expedition" standen. Als vierter und letzter stieg Byrd selbst an Bord. Seine rechte Hand umklammerte eine amerikanische Flagge, in die ein Stein vom Grabe Floyd Bennetts eingewickelt war. Nach ihm, seinem treuen Freund und Kameraden, mit dem zusammen er vor dreieinhalb Jahren den Nordpol überflogen hatte, war auch das Flugzeug getauft.
Die drei Motoren brüllten auf, eine weißlichgraue Wolke von Eiskristallen hüllte die Zurückbleibenden ein — der Start begann! Erschreckend lange glitten die Schneekufen über den vorbereiteten Platz, bis sich das schwere Flugzeug endlich vom Boden löste. Die vier Männer in der Maschine warfen noch einen Blick zurück auf das rasch kleiner werdende Lager mit den heftig winkenden Kameraden, dann konzentrierten sie sich völlig auf den Flug.
In seinen kräftigen Fäusten hielt Bernd Balchen, der verläßliche erste Pilot, das Steuer gepackt. June begann alsbald seine Funkzeichen über die Eiswüste der Roß-

barre auszusenden, während Mac Kinley über seiner Filmkammer hockte und den Filmstreifen für die Meßbilder ablaufen ließ. Die Strecke zwischen Meer und Pol genauestens zu vermessen war ja eine der Hauptaufgaben der Expedition. Byrd saß in Berechnungen vertieft am Kartentisch im Heck des Flugzeuges. Von hier aus erteilte er Balchen seine Befehle, die auf Zetteln über ein dünnes Drahtseil nach vorn befördert wurden.

Anfänglich folgten sie der Spur des Schlittenweges, der zu dem vorgeschobenen Posten der Wissenschaftler führte und sich ungefähr mit dem 143. Längengrade deckte. Den stärker werdenden Ostwind glichen sie durch Gegensteuer aus. Die Dunstschleier, die bisher die freie Sicht behindert hatten, verschwanden und gaben das strahlende Blau des Himmels frei.

Waren sie solange über die eintönige, bleich schimmernde und wie ein riesiger, erstarrter See unter ihnen liegende Fläche des Tafeleises der Roßbarre geflogen, so näherten sie sich nun dem Nordrand des Spaltenbruchs, der sich wie ein Band willkürlich aufgeworfener Schollen durch die Schneelandschaft zog. Schon konnten sie in der Ferne die schwarze Felsenwand der Königin-Maud-Kette erblicken, hinter der die Polebene lag, da tauchten die beiden dunklen Zelte des vorgeschobenen Lagers vor ihnen auf.

Balchen drosselte die Motoren und ging bis auf 200 Meter herab. June hatte bereits das Päckchen mit der für die Wissenschaftler eingetroffenen Post an einem kleinen Fallschirm befestigt. Als er vor den Zelten winzige Gestalten zu ihnen heraufwinken sah, riß er die Falltür im Boden des Flugzeuges auf und schleuderte die vorbereitete Sendung herab.

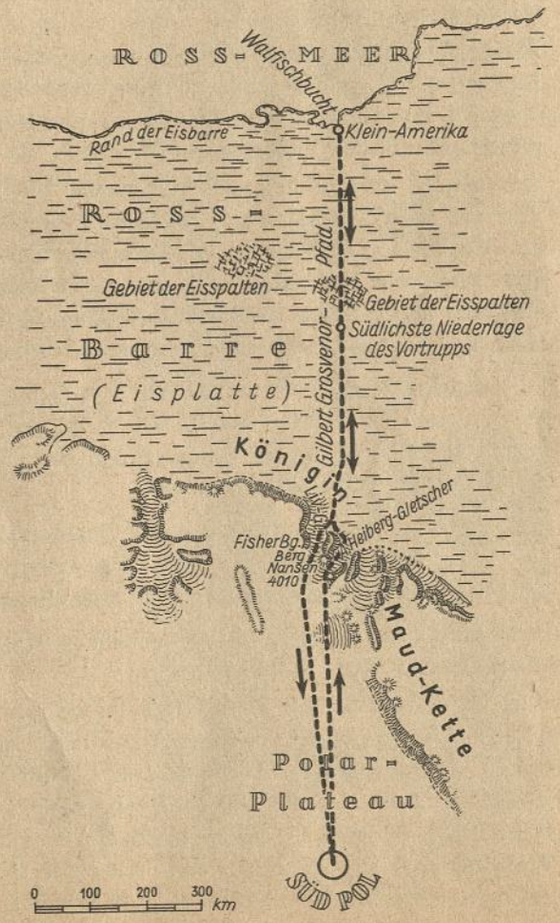
Damit hatten sie auf ihrem gefährlichen Fluge das letzte menschliche Leben hinter sich gelassen. Nun erwartete sie nur noch die mitleidlose Eiswüste, reich an Gräbern kühner Forscher, die in dem langen Kampf der Menschheit um das Polgeheimnis geblieben waren. Auf anderem Wege hatten diese es versucht, das unheimliche, lockende Ziel zu erreichen! Auf gebrechlichen Schiffen, mit schwankenden Hundeschlitten und zuletzt zu Fuß waren sie in die wesenlose Einöde vorgedrungen, bis der in der weißen Polnacht lauernde Tod sie bezwang.

Zwar brausten Byrd und seine Leute mit einer für frühere Zeiten unfaßlichen Geschwindigkeit und Leichtigkeit über die Mühsal und Schrecken dieses gespenstigen

Erdstrichs hinweg, doch auch für sie gab es Gefahren! Gefahren, die in der fortgeschrittenen Technik selber lagen: eine verstopfte Düse im Vergaser, ein Ölrohrbruch, ein angeknickter Flächenholm — das alles konnte ihnen in Sekunden zum Verhängnis werden. Ganz abgesehen von den natürlichen Gefahren der Witterung: plötzlich auftretende Nebel, Schnee, Stürme, Fallwinde über zerrissenen Gletscherspalten.

Sie flogen jetzt in 2900 Meter Höhe. Näher und näher kamen die gefürchteten Berge. Zwei mächtige, blaue Gletscher schoben sich deutlich aus ihnen hervor, der Axel-Heiberg- und der Livgletscher. Nur über sie konnte die schwerbeladene Maschine ihren Weg zum Pol nehmen, für einen von ihnen mußten sie sich jetzt entscheiden.

Byrd rechnete fieberhaft. Wohl war ihm die ungefähre Paßhöhe bekannt, man schätzte sie auf 3200 Meter, und er mußte zunächst die augenblickliche Steigfähigkeit des Flugzeuges feststellen, die sich aus seinem Gewicht und dem bisherigen Benzinverbrauch ergab. Aber da waren unbekannte Faktoren, die sich nicht errechnen ließen! Wie breit waren die Gletscher? Konnte man zur Not darin wenden? Welche Windverhältnisse herrschten dort? — Byrd kam zu dem Ergebnis, daß die Steigfähigkeit des Flugzeuges gerade noch genügen würde, die angegebene Paßhöhe zu überfliegen. Doch für welchen Gletscher sollte er sich entscheiden?



Dieser Entschluß fiel ihm so schwer, daß er seinen Kartentisch verließ und durch die Kabine nach vorn zu Balchen ging, um sich mit ihm zu beraten. Viel Zeit war nicht zu verlieren! Axel-Heiberg oder Liv? Bei näherem

Heranfliegen schien ihnen der Livgletscher geeigneter zu sein. Er wirkte breiter und niedriger. So wählten sie diesen! Nun mochte das Schicksal entscheiden...

Während dieser spannenden Minuten hatte June keinen Blick von den beiden Führern gelassen. Nur Mac Kinley hatte sich nicht im geringsten darum gekümmert. Für ihn schien es nichts auf der Welt zu geben als seine ruhig abschnurrende Filmkammer. Allerdings war das, was er da unter sich sah, fesselnd genug. Wie ein aufgewühltes Meer, das durch eine Zauberhand plötzlich zum Erstarren gebracht wurde, lag dort der Gletscher! Vom strahlendsten Hellblau der Oberfläche bis zum tiefsten Schwarzgrün und Dunkelviolett der Risse und Schlünde leuchtete es in allen Farben zu ihm herauf.

Unter der rechten Tragfläche wurde jetzt der Schneegipfel des Fisherberges sichtbar. Da trafen sie die ersten, heftigen Böen, die das schwere Flugzeug wie eine Sportmaschine tanzen ließen.

Balchen beeilte sich, nach links auszuweichen, und nun gerieten sie in die Gewalt der Fallwinde, die von den vereisten Wänden des Nansenberges herabströmten. Erschwerend kam hinzu, daß das Flugzeug in der dünnen Luft dem Steuer nur noch schlecht gehorchte und nicht mehr stieg.

Jetzt war der kritische Augenblick gekommen, der über Leben und Tod entschied! Wenn es keine Möglichkeit gab, die immer bedrohlicher nachlassende Steigfähigkeit des Flugzeugs zu erhöhen, mußten sie unweigerlich am Gletscherpaß zerschmettern. Aber selbst wenn die Steigfähigkeit ausreichen sollte, so konnten im letzten Augenblick noch überraschende Fallwinde das Flugzeug packen und erbarmungslos auf das blaue Eis des Gletscherpasses niederdrücken. Hier half nur schnelles Handeln!

Ohne zu zögern brüllte Byrd June den Befehl zu: „Haupttank öffnen!“ June, der schon vorausschauend die Hand an den Hebel der Auslaßklappe gelegt hatte, gehorchte dem Befehl, und im gleichen Augenblick prasselten 2500 Liter Benzin auf die starren Gletschermassen herab.

Sofort spürte Balchen am Steuer die Erleichterung: Das Flugzeug stieg! Aber bald stellte es sich heraus, daß das Opfer zu gering gewesen war. Immer noch ragte der Kamm des Gletscherpasses drohend dem Bug des Flugzeuges entgegen.

Balchen drehte sich um und hob die Faust im Pelzhandschuh. „Zu wenig! Noch hundert Kilo!“, schrie er nach hinten.

Nun stand Byrd vor der bösen Frage, zu welchem Opfer er sich noch entschließen sollte. Noch mehr Benzin? Das wäre gleichbedeutend mit dem Verzicht auf den ganzen Polflug gewesen! Wissenschaftliche Instrumente? Damit hätte der Flug so stark an Wert eingebüßt, daß das große Wagnis nicht mehr zu rechtfertigen gewesen wäre. Blieben Lebensmittel. Auch das war bedenklich! Im Falle einer Notlandung auf der öden Polebene wären sie in die Gefahr des Verhungerns gekommen. Aber irgend etwas mußte eben doch noch daran glauben!

Schweren Herzens befahl Byrd, einen Sechzig-Kilo-Sack mit Lebensmitteln abzuwerfen.

Durch die von June eilig geöffnete Falltür sauste der Sack hinunter, um im nächsten Augenblick auf dem Eise zu zerschellen. Abermals erwiderte das Flugzeug mit leichtem Steigen. Sie atmeten auf, die Paßhöhe senkte sich vor ihren Blicken. Schon konnten sie in der Ferne die weißschimmernde Schneefläche der Polebene auftauchen sehen, da stürzte von rechts mit jäher Wucht eine neue Fallbö auf sie zu. Wie von einer Riesenfaust geschüttelt und niedergedrückt, sank das Flugzeug wieder unter die verhängnisvolle Scheitelhöhe.

Balchen kämpfte verzweifelt um jeden Meter Höhe. Wieder wuchs die Gefahr des Zerschmettertwerdens furchtbar vor ihnen auf, wieder hockte hinter ihnen unsichtbar als fünfter Passagier der Tod... Balchen fluchte schrecklich durch die Zähne. „Noch einen Sack!“, schrie er zurück.

Auf einen stummen Wink von Byrd ließ June einen zweiten Sack durch die Falltür in die Tiefe gleiten. Hundertzwanzig Kilo bester Lebensmittel, von denen zwanzig Mann eine Woche hätten leben können, zerschellten unten auf dem Eise. Doch das war die Rettung! Um hundert Meter stieg das Flugzeug, gerade genug, um eben noch über den Gletscherscheitel wegzukommen.

Byrd und Balchen sahen sich mit einem wissenden, kleinen Lächeln an. Junes mächtiger Brustkorb dehnte sich in einem befreiten Aufatmen. Nur Mac Kinley schien wieder nichts von alledem gemerkt zu haben. June erschütterte ein stilles

Lachen. „Mensch!", brüllte er und schlug Mac Kinley kräftig auf die Schulter, „daß du mit deinem Objektiv beinahe den Paßrand abgeschabt hättest, ist dir wohl gar nicht aufgefallen?!"

In 3250 Meter Höhe jagten sie nun, ohne weitere Hindernisse zu finden, auf dem kürzesten Wege dem Südpol zu. Um 1 Uhr 14 nach Greenwich befanden sie sich über dem Pol. In nichts unterschied sich dieser seltsame Ort von der weiteren Umgebung: eine Schneefläche ohne besondere Merkmale!

Sie umrundeten den Pol mehrere Male, und dort, wo sie den genauen Mittelpunkt vermuteten, warf Byrd Floyd Bennetts Grabstein mit der Flagge ab...

Der ermüdete Balchen gab June das Steuer und meldete Byrd, daß sich nach seiner Meinung ein Sturm zusammenzöge. Byrd gab die Weisung zur Heimkehr.

Bald lag die Königin-Maud-Kette wieder vor ihnen, und diesmal entschieden sie sich für den Axel-Heiberg-Gletscher, den sie ohne besondere Vorkommnisse glatt passieren konnten. Stürmische Rückenwinde trieben das erleichterte Flugzeug in rascher Fahrt über die Roßbarre dem Meere zu.

Es war zehn Uhr vorbei, als sie die Funktürme von „Klein-Amerika" wieder vor sich aufragen sahen. Eine Nacht lag hinter ihnen, in der die bleiche Sonne, mit schrägen Strahlen lange Schatten werfend, den Horizont umkreist hatte, ohne unterzugehen.

Glatt vollzog sich die Landung unter dem Jubelgeschrei der Lagerkameraden, die bis auf den letzten Mann herbeigeeilt waren, um die Zurückkehrenden zu begrüßen. Nach dem Nordpol war nun auch der Südpol von Byrd im Flugzeug überwunden.

„Wie ich Flieger geworden bin?"

Von F. Alexander

Man schrieb den 9. April 1938. Es war bereits nachmittags gegen 15 Uhr. Einsam und verlassen lag der Militärflugplatz, der zu dem kleinen Garnisonstädtchen gehörte. Fest und unbeweglich stand der rot und weiß geringelte Windsack bei dem strammen Nordwind dort oben auf dem eisernen Kommandoturm.

Das machte den drei Jungen, die wie Spähposten am Rande des Flugplatzes in einem Graben lagen, aber absolut nichts aus. Mochte der Wind ihnen um die Ohren pfeifen, soviel er wollte! Sie wußten ja, daß sie nun nicht mehr allzu lange auf das große Ereignis zu warten brauchten, das sie schon viele Male miterlebt hatten, das sie aber immer wieder aufs neue in ihren Bann schlug.

Die beiden Pimpfe Heinz und Fritz hatten heute noch einen Gast bei sich, den Joseph Stadinger aus Wien. Als er vor fünf Tagen mit dem ersten Ferienzug von tausend Wiener Buben und Mädel hierhergekommen war und erfahren hatte, daß wenige Kilometer von dem Städtchen entfernt ein Flugplatz liege, auf dem es von Flugzeugen aller Art nur so wimmelte, da war es sein sehnlichster Wunsch, diese Flugzeuge einmal aus nächster Nähe sehen zu können.

Seppl's Blick streifte über den weiten Flugplatz. Plötzlich hatte er eine Entdeckung gemacht. „Da schauts! Auf dem Flugplatz brennt's ja! Sehts wie es raucht!"

Heinz und Fritz mußten lachen.

„Aber Seppl, hast du noch nix von einem Rauchofen gehört?" klärte ihn Heinz auf. „Das ist ein Ofen, der ist da mitten auf dem Platz in die Erde eingelassen. Der ist gar nicht mal zum Heizen da, der soll bloß ordentlich qualmen und damit er das tut, schüttet man Sägespäne hinein, die mit Teeröl getränkt sind."

„Ja, warum soll er denn qualmen?" wollte nun Seppl wieder wissen. „Wozu hat..."

„Das ist doch ganz klar", fiel ihm da Fritz ins Wort, „damit die Flieger sehen, aus welcher Richtung der Wind hier unten auf der Erde über den Platz weht!"

„Ist denn das so wichtig?" meinte Seppl.

„Na und wie!" riefen die beiden Pimpfe wie aus einem Munde. Denn das hatte ihnen Vetter Hans, der auch bei dem 278. Geschwader hier auf dem Flugplatz lag, schon oft erklärt, daß man die Maschine immer genau gegen den Wind landen müsse. Einmal, um die Landegeschwindigkeit zu verringern und zweitens, um nicht bei sogenannten Schiebelandungen mit Seitenwind das Fahrwerk zu verbiegen.

Während sie beide noch eifrig dabei waren, den guten Seppl aufzuklären, der in seiner Heimat nie ein Flugzeug aus der Nähe gesehen hatte, trug der Wind, wenn auch nur erst für Sekunden, ein dumpfes Donnern und Grollen an ihr Ohr.

Fritz sprang empor, neigte ein Ohr dem Winde entgegen, angestrengt lauschend. Das noch ganz ferne Brummen war schon deutlicher zu hören.

„Sie kommen!" schrie er und fuchtelte vor Freude mit beiden Armen in der Luft

herum. Nun hielt es die anderen beiden auch nicht mehr länger im Graben. Sie reckten sich auf und drei Augenpaare starrten zum Horizont.

Fritz, dessen Augen im Absuchen des Horizontes schon einigermaßen geübt waren, entdeckte sie zuerst.

„Dahinten! Seht ihr sie? Eins — zwei — drei Gruppen! Also das ganze Geschwader war unterwegs!"

Seppl schüttelte fast ungläubig den Kopf. „Was denn, die vielen Punkte da hinten, was da so aussieht wie eine große Schar Vögel, das sind alles Flugzeuge?"

„Jawohl mein Lieber" meinte Heinz voll Stolz „und was für welche! Nette Vögelchen! Laß die erst mal hier sein, da wirst du staunen, wie groß die sind!"

Und sie waren tatsächlich viel viel größer, als sie sich der kleine Seppl vorgestellt hatte. Schon näherte sich die erste Gruppe. Das vorhin noch ferne Brummen war längst zu einem ohrenbetäubenden Brausen angewachsen, das in seiner Lautstärke durch nichts mehr zu übertreffen war.

Seppl hatte die Sprache verloren, als so Staffel um Staffel über ihn hinwegzog. Sprechen hätte auch nichts genutzt, da keiner bei dem Lärm etwas verstanden hätte. Nun war schon die zweite Gruppe mit ihren drei Staffeln heran. Ein herrlicher und erhebender Anblick fürwahr! Eine Maschine wie die andere! Jede einzelne eine fliegende Festung, direkt dräuend in ihrem trutzigen Grau und auf den Rümpfen und unter den Flügeln das weißumrandete schwarze Balkenkreuz.

Jetzt konnte man sogar den MG.-Schützen in dem vorderen Verteidigungsstand erkennen, so niedrig waren sie.

Immer noch brausen neue Staffelkeile heran.

Die erste Gruppe hatte sich schon auseinandergezogen und umflog in weitem Bogen den Platz, um zur Landung anzusetzen.

Da wurde es drüben vor den Flugzeughallen lebendig. Das Bodenpersonal, die Flugzeugwarte, strömten heraus, denn nun begann gleich ihr Dienst. Die drei Ketten der ersten Staffel schwenkten dort hinten am Ende des Platzes ein und ließen die schweren Maschinen in langem Gleitflug ausschweben. In breiter Front kamen die gelandeten Flugzeuge herangerollt. Jeder der Warte kannte „seinen Kahn", den er zu betreuen hatte. Die ersten Flugzeuge hatten bereits den Hallenvorplatz erreicht. Die Motore verstummten. Führersitzverkleidungen wurden aufgeklappt, Türen öffneten sich und einer nach dem anderen von der Besatzung entstieg dem schlanken Leib: Der Flugzeugführer, der Orter, der Bordwart, der Funker und die drei MG.-Schützen. In musterhafter Ordnung, wie von unsichtbaren Händen geleitet, war auch die letzte Kette gelandet. Nicht die geringste Störung hatte sich dabei ereignet. Ein Zeichen einer wahrhaft mustergültigen Schulung und Disziplin.

Nun sprangen die drei Buben mit einem Satz aus dem Graben. Sie wandten sich dem Eingang des Fliegerhorstes zu, um Fritz's Vetter Hans zu erwarten, der nach Beendigung des Fluges für den Rest des Tages dienstfrei hatte.

„Na, Seppl," nimmt Fritz das Gespräch von vorhin wieder auf, „du sagst ja jetzt gar nichts mehr!"

„Ja weißt", meint Seppl, „mir hats a bisserl die Red verschlagen! Sowas! Herrschaft, Herrschaft! I bitt schön, sowas halt ma doch nicht für möglich!"

„Und nun müßtest du erst mal die neuen Jagdeinsitzer sehen" wirft Heinz ein. „Junge Junge, wenn die so mit 500 Sachen angebraust kommen. Weißt du noch, Fritz, wie neulich mal die beiden Me 109 hier landeten?"

Was heißt denn nun wieder „Me", wollte Seppl wissen. „Ja, siehst du", erklärte ihm Heinz, „Me heißt eigentlich Messerschmitt. Das ist der Name des Flugzeugwerkes, das diese Flugzeuge herstellt. Fast alle Flugzeuge haben solche kurzen Bezeichnungen; z. B.: Ju heißt Junkers oder He heißt Heinkel."

Nun wollte auch Fritz seine Weisheiten anbringen und plapperte schnell einige weitere Baumuster herunter. „Do heißt Dornier, Go heißt Gotha, Bü heißt Bücker." Seppl konnte das Gehörte gar nicht so schnell verarbeiten. „Und das hat euch alles euer Vetter Hans erzählt?" „Ja! Aber noch viel mehr! Von seinen Überlandflügen. Was er da schon alles gesehen hat, Hans kennt ganz Deutschland. Na, du wirst es ja nachher selbst von ihm hören!"

Inzwischen waren sie vor dem Haupteingang des Fliegerhorstes angelangt. Gern wären sie alle drei hinein, um auch mal aus der Nähe so ein Flugzeug betrachten zu können, aber beim Anblick des Wachpostens, der mit unbeweglicher Miene vor dem Tor auf und ab schritt, wurde der Wunsch im Keime erstickt.

Ein Hauptmann der Flieger verließ die Kaserne. Der Wachposten ging in Grundstellung und präsentierte das Gewehr. „War das ein Offizier," fragte Seppl leise, „der hat ja gar keinen langen Säbel?"

„Die Offiziere der Luftwaffe tragen für gewöhnlich nur den Fliegerdolch" klärte ihn Heinz auf. „Nur zur Parade oder sonstigen Feierlichkeiten tragen sie ein Schwert." Da kam auch schon der Vetter Hans mit einigen seiner Kameraden. Die drei Buben gingen ihm freudig entgegen. Mit einem lauten „Heil Hitler!" bauten sie sich vor ihm auf, und nun war zuerst das Fragen an Hans.

„Wen habt ihr denn da mitgebracht?"

„Das ist der Seppl Stadinger aus Wien, der wohnt bei uns und bleibt 6 Wochen lang hier. Er hatte noch nie mehr als zwei Flugzeuge auf einmal gesehen, und da haben wir ihn mit herausgebracht", berichtete Fritz, „und nun, Hans, nun mußt du ihm und uns natürlich auch mal wieder etwas vom Fliegen erzählen."

Hans wußte ja, daß er den Jungens gar keine größere Freude bereiten konnte, als wenn er ihnen etwas von den großen Erlebnissen des Fliegens erzählte. Gut aufgelegt, wie er immer war, begann er auf dem Heimweg zur Stadt von dem heutigen Geschwaderflug zu erzählen.

„Ihr habt doch sicherlich heute mittag am Radio gesessen und die Proklamation des Großdeutschen Reiches durch unseren Reichsminister für Propaganda, Dr. Goebbels, gehört. Seht ihr, damit das ganze deutsche Volk sieht, daß eine starke

Heft bitte schonen

Luftwaffe die deutschen Grenzen beschützt, deswegen sind im ganzen Reich zu diesem feierlichen Akt die Flugzeuge der Deutschen Luftwaffe aufgestiegen. Fast 3 Stunden waren wir unterwegs! Und eine Sicht war heute! So klar die Landschaft unter uns, bis weit hinten am Horizont. Unser ‚Franz' hat's heute mal wieder gut gehabt, denn wenn wir im Verband fliegen, ist ja sowieso nicht viel für ihn zu tun. Alles richtet sich da nach dem Führerflugzeug aus und achtet nur auf den Abstand der einzelnen Flugzeuge untereinander.

Immer in einer Höhe von etwa 500 m ging's über Land. Unser Ziel war die Reichshauptstadt Berlin. Saubere kleine Dörfer und dann auch mal wieder eine größere Stadt zogen unter uns dahin.

Aus dieser Höhe kann man die Menschen unten auf der Erde noch ganz deutlich erkennen. In allen Orten sahen wir sie aus ihren Häusern auf die Straße laufen. Fahrzeuge hielten mitten auf dem Fahrweg an. Es muß ja auch ein erhebendes und begeisterndes Bild sein, wenn man so 81 Flugzeuge zugleich im Formationsflug über sich hinwegbrausen sieht! Dann tauchte plötzlich vor uns die Reichsautobahn auf. Aus unserer Höhe sah sie wie ein dicker breiter Kreidestrich aus, der die Felder mit ihrem frischen Saatengrün und die Wiesen in zwei Hälften zerteilt. Die Autos, die dort unten so mit 90 bis 100 Kilometer über die Autobahn fegten, ließen wir mühelos hinter uns. Dann tauchte in der Ferne das riesige Häusermeer Berlins auf. Wir änderten unseren Kurs und flogen in großer Schleife von Norden her an.

Überall unten in den Straßen ein lebhafter Verkehr. Wie ein Ameisenhaufen, so wimmelte es überall von geschäftigen Menschen. Meine Borduhr zeigte 11^{55} an. Unser Bordfunker saß hinter unserer Führerkabine, die Kopfhörer um, und kurbelte an seinem Kurzwellenempfänger. Inzwischen war es 12^{00} Uhr geworden. Da steht auch schon der Funker neben mir, hält mir seinen Notizblock unter die Nase. Darauf steht: Dr. Goebbels proklamiert Großdeutsches Reich! Fahnen heraus!

Ich habe gerade den Schluß gelesen, da drückt auch schon weit voraus vor uns der Geschwaderführer das Führerflugzeug zum Tiefflug an. Die ganze Meute vor mir drückt nach, ich auch, und in etwa 200 m Höhe brausen wir nun wie die wilde Jagd über Berlins Häusermeer. Jungs, war das herrlich! Eben noch waren alle Straßen grau und grau. Wie mit einem Schlage sind sie in ein Farbenmeer verwandelt. Tausende von Hakenkreuzfahnen flattern aus allen Fenstern. Das Rot leuchtet in der Sonne. Von Minute zu Minute wird das Farbenmeer dichter. Da bekomme ich vom Funker wieder eine Meldung durch: Achtung, Jagdeinsitzer-Gruppe aus Süd-West. Ich halte scharf Ausschau, sehe aber nichts am Horizont! Ich sehe etwas tiefer nach unten, da huschen sie schon unter uns durch. Wie graue Schatten, man kann sie kaum erkennen. Sie zu zählen ist ganz unmöglich, denn wir kreuzen unseren Kurs mit ungefähr 750 km Geschwindigkeit. Schon sind sie weg.

(Fortsetzung folgt.)

Anton Trendel Hof
Maxplatz 23 part. No 41

Preisausschreiben

In den ersten 6 Bänden der

FLIEGER-ABENTEUER

veröffentlichen wir ein Preisausschreiben, an dem sich jeder beteiligen kann.

Die Aufgabe. Die ersten 6 Bände der „Flieger-Abenteuer" enthalten je eine Abbildung verschiedener Flugzeugmuster. In jedem Band ist außerdem eine Anzahl von Flugzeug-Einzelteilen abgebildet. Diese Einzelteile sind zu 6 vollständigen, den Abbildungen entsprechenden Flugzeugen zusammenzukleben.

Die Preise. Die drei ersten Preisträger erhalten je einen Streckenflug der Deutschen Lufthansa. Außerdem sind 300 weitere Preise ausgesetzt: Flugzeugmodellbaukästen, wertvolle, für Freunde der Fliegerei besonders interessante Bücher und schöne, praktische Gegenstände.

Das Preisgericht besteht aus den Herren: Dr. Heinz Orlovius, Oberregierungsrat im Reichsluftfahrtministerium; Joachim Mathias, Presseleiter der Deutschen Lufthansa; Hauptsturmführer Walter Deuerlein, Abteilungschef beim Korpsführer des NS-Fliegerkorps; Dr. Peter Supf, Hauptschriftleiter der „Luftwelt". Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Unter den Einsendern richtiger Lösungen entscheidet das Los.

Die Lösungen, also die zusammengeklebten Flugzeuge, sind in geschlossenem Briefumschlag, der mit dem Kennwort „Flieger-Preisausschreiben" versehen ist, einzusenden an:

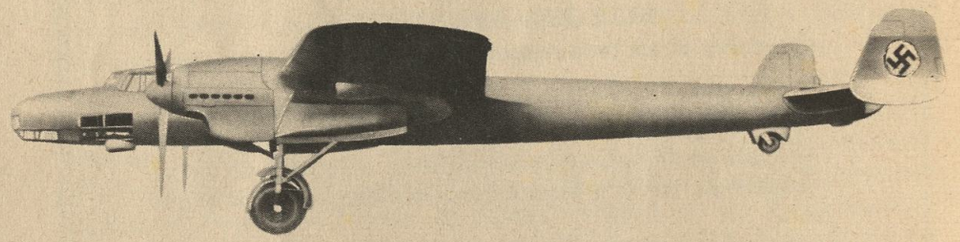
ERNST STEINIGER DRUCK- UND VERLAGSANSTALT
BERLIN SW68 BEUTHSTRASSE 6-8

Der Einsendung ist in einem zweiten geschlossenen Umschlag die Anschrift des Einsenders beizufügen mit der Versicherung, daß die Aufgabe von dem Einsender ohne fremde Hilfe gelöst wurde.

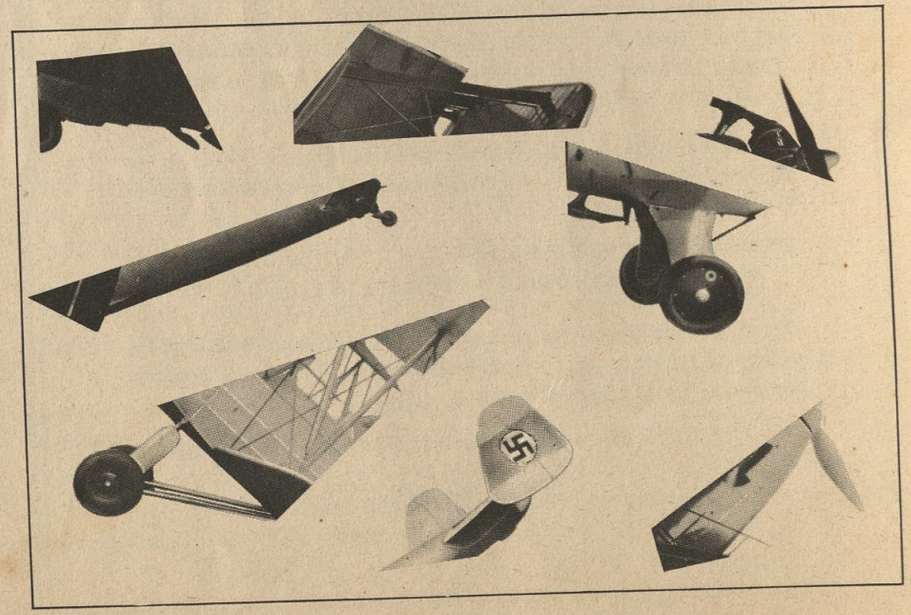
Der letzte Termin für die Einsendungen wird in Band **6** bekanntgegeben.

Mehrzweckeflugzeug Dornier „Do 17“

Kampfflugzeug „Do 17”



„Do 17” ist ein zweimotoriges Kampfflugzeug modernsten Typs. In Ganzmetall erbaut, ist es mit doppeltem Leitwerk und mit einziehbarem Fahrwerk konstruiert. Das Spornrad ist ebenfalls einziehbar.
Es hat eine Besatzung von drei Mann und ist mit drei Maschinengewehren bewaffnet. Es kann als Kampfflugzeug oder als Aufklärer eingesetzt werden. Das Triebwerk besteht aus zwei Zwölfzylinder-Reihenmotoren Mercedes-Benz DB 600 von je 1000 PS.



Deutsche Jungen!

In der Zeitschrift
Luftfahrt und Schule
schrieb Oberregierungsrat H. Helbig über die
„Fliegerabenteuer“:

Das hat uns bisher gefehlt!

Fliegerabenteuer à la Karl May oder Buffalo Bill mit einem schmissigen, das Auge der Jugend anziehenden Umschlag. Fliegerabenteuer, das heißt,

wahre Geschichten mit etwas Fliegerphantasie

gemischt. Dazu in jedem Band ein Preisausschreiben ...“

So schreibt ein Mann, der etwas von der Sache versteht, über die „Fliegerabenteuer“. Darum wird es auch nicht mehr lange dauern, bis jeder von Euch regelmäßig die „Fliegerabenteuer“ liest.

Anton Pferdel Hof
Maxplatz 23 part. No 41

Deutsche Luftfahrt voran!

ELLY BEINHORN: **Ein Mädchen fliegt um die Welt**

Frisch und fröhlich weiß Elly Beinhorn zu erzählen. Der Leser steht mitten in den erregenden Erlebnissen der jungen wagemutigen Fliegerin und fühlt sich, nicht zuletzt durch die zahlreichen wohlgelungenen Aufnahmen der Verfasserin, hineinversetzt in die Wunderwelt Afrikas, des Orients, Indiens, der Südsee, Australiens und Südamerikas, in das Leben der Eingeborenen mit ihren seltsamen Gebräuchen. RM **5.80**

FRITZ STAMER: **12 Jahre Wasserkuppe**

12 Jahre Kampf gegen Wind und Wetter, Frost und Nebel, gegen Kleingläubigkeit und Besserwissen!
Der frühere Leiter der Segelfliegerschule Wasserkuppe schildert das Werden des Segelfluges von seinen ersten Anfängen an bis zu seiner heutigen weltumspannenden Bedeutung. Die vielen, immer wieder neu auftauchenden Schwierigkeiten werden überwunden von dem unerschütterlichen Glauben einer kleinen Schar von Pionieren.

RM **5.80**

Die nächsten Bände der **FLIEGER-ABENTEUER** schildern die weiteren Erlebnisse auf der Suche nach den weißen Indianern und enthalten neue spannende Abenteuer aus dem Fliegerleben.